

## Ohne Mitte keine Standfestigkeit

1986 war ich zu einer Begegnungstagung der EKU nach Ost-Berlin eingeladen. Ziel der Veranstaltung war, unterschiedliche Formen der Meditation kennen zu lernen. Dabei ging es auch um Elemente des Zen im christlichen Kontext. Wir begannen mit Körperübungen. Eindrücklich bis heute wurde mir die Anleitung des Leiters zum „Da-Stehen“. Wir sollten nicht „wie bei Preussens stehen“, das heißt, kraftmeierisch mit „Bauch rein, Brust raus“. Denn so sähe man zwar höchst martialisch aus, könne aber überraschend leicht umgeworfen werden. Und das wurde auch überzeugend vorgeführt. Stattdessen sollten wir den eigenen Schwerpunkt entdecken und darin ruhend kraftvoll *da-stehen*.

Wir wurden auf unser „Hara“ aufmerksam gemacht, die Bauchgegend kurz unterhalb des Bauchnabels (Ich kannte den japanischen Ausdruck bis dahin nicht, bzw. nur im Zusammenhang des „Hara-Kiri“, des rituellen Selbstmords).

Wir lernten, dass „Hara“ im Japanischen eine weite Bedeutung hat. „Hara“ gilt als Sitz der geistigen und körperlichen Kraft, das jedem Menschen gegebene Zentrum, das durch regelmäßiges Üben erfahrbar wird. Ruht ein Mensch in seinem Hara, stehen ihm wesentlich mehr Kräfte zur Verfügung, als wenn er sich in seinen Schultern vom Ich her festhält. Jeder, der Judo, Taekwondo, Tai Chi und Ähnliches betreibt, oder andere, meditative Wege, wie die Tuschalerei des Zen, Ikebana und Zazen übt, macht sich damit vertraut.

„Im Hara stehen“ heißt: sich auf seine Mitte als Zentrum und Kraftquelle besinnen, sich im wahrsten Sinn zu „konzentrieren“. Viele Wendungen der japanischen Sprache beziehen sich auf „Hara“. So meint „Hara no aru hito“: ein Mensch mit Mitte. Der „Hara no nai hito“ ist dagegen ein Mensch, dem die Mitte fehlt, der leicht aus dem Lot kommt. Umgekehrt hat der Mensch mit Mitte etwas Ruhiges, Umfassendes

– er ist im Lot. Er hat ein ruhiges, abgewogenes Urteil. Er hat ein Maß für das, was wichtig oder unwichtig ist. Aufgrund dieser inneren Verfassung lässt er die Wirklichkeit ruhig auf sich zukommen. Es kann ihn nichts erschrecken, nichts aus seiner gelassenen Bereitschaft herauserschrecken. „Hara no aru hito“ bedeutet auch, dass der Mensch immer weiß, was er zu tun hat. „Hara no nai hito“ ist von alledem das Gegenteil (mehr dazu zum Beispiel unter [www.bujindo.de/html/hara.html](http://www.bujindo.de/html/hara.html)).

Ohne Mitte also keine Standfestigkeit. Gedanklich ist das leicht einzusehen und ebenso leicht experimentell zu überprüfen. Weniger leicht fällt es jedoch, die eigene Mitte zu finden, in ihr zu ruhen, aus ihr heraus kraftvoll und besonnen zu handeln. Aber wer würde das nicht anstreben – auch für unsere Kirche? Wenn wir „unsere Mitte“ theologisch beschreiben sollen, fallen die Antworten oft richtig und sicher, aber auch etwas formelhaft aus. Sich als Christenmenschen und als Kirche „in der Mitte“ halten (lassen) und „in der Mitte“ zu bleiben, ist offenkundig keine leichte Kunst. Darüber Auskunft zu geben, auch nicht.

Das Heftthema „Zur Mitte“ ist bewusst doppeldeutig: beschreibend im Sinn von „über die Mitte“ und auffordernd im Sinn von „hin zur Mitte“. Die Artikel des Heftes spiegeln ein ernsthaftes Bemühen wider. Ich wünsche mir, dass sie auch nachdenkswerte Hilfe, kräftige Ermutigung oder gar praktische Anleitung sein können, (neu) die Mitte und zur Mitte zu finden. Denn was wäre die Alternative? Das „Hara no nai hito“ doch wohl nicht, geschweige denn ein „Hara-Kiri“, weil ohne Mitte sein auch ohne Halt sein bedeutet.

*Detlef Puttkammer*

**Täglich eine halbe Stunde auf Gott zu horchen, ist wichtig, außer wenn man sehr viel zu tun hat. Dann ist eine ganze Stunde nötig.**

*Franz von Sales*

Deshalb ist eine Handlungskonzeption unentbehrlich, an der ich mich orientieren kann. Wir haben solchen Überlegungen für unsere sächsische Landeskirche in Sachsen die Überschrift „Kirche in der Mitte der Gesellschaft“ gegeben. Das bezeichnet einmal den Standpunkt und zum anderen die angestrebte Rolle unserer sächsischen Landeskirche.

Als evangelische Kirche sehen wir uns mitten unter den Menschen, auch wenn viele von ihnen keiner Kirche angehören. Wir möchten uns der missionarischen Situation in unserem Land stellen, nach außen ausstrahlen und mit dem Evangelium gehört werden. Es geht um eine verstärkte Orientierung der Kirche an ihrem Auftrag, das Evangelium von Jesus Christus mitten in die Gesellschaft hinein zu tragen.

Auch wenn man eine solche Konzeption hat, verschwinden Probleme und Widerstände natürlich nicht von selbst. Aber gerade mit einer Konzeption „im Hinterkopf“, die sich an den Menschen und nach außen hin orientiert, wird es möglich, sich immer wieder neu auf die Mitte zu besinnen. So fällt es leichter, organisatorische Probleme zu den vorletzten Dingen zu zählen, sich emotional nicht zu sehr an vorhandene Strukturen zu binden und sich von den unvermeidlichen Ablenkungen und Störfeuern nicht vom Kurs abbringen zu lassen. So können wir dem Auftrag gerecht werden, den wir als Kirche haben: die frohe Botschaft von Jesus Christus zu verkündigen.

**Versuche, die Welt aus den Angeln zu heben, haben mich nie gelockt. Wichtig und tröstlich war immer der Blick auf die Angeln, in denen sie sich bewegt und doch ruht.**

*Werner Bergengruen*

**Paul-Ulrich Lenz**

## Kirche als solidarische Gemeinschaft

*Paul-Ulrich Lenz, geboren 1946, verheiratet, vier Kinder, ein Enkelkind; 1966-1971: Studium der Geschichte und Theologie in Frankfurt/Main und Marburg; 1971-1974: Reisesekretär in der Studentenarbeit der Studentenmission in Deutschland (SMD); 1974-1976: Studienreferendar bzw. Studienrat für Geschichte und Evangelische Religion in Lauterbach und Friedberg; 1976-1978: Vikariat in Queck; 1978-1994: Pfarrer in Schlitz; seit 1994: im Zentrum Verkündigung der EKHN, im Fachbereich Missionarisches Handeln und Geistliches Leben beauftragt mit dem Referat „Sprachschule des Glaubens“; Am Litzenu 17, 63679 Schotten-Einartshausen.*

Seit vielen Jahren kenne ich ein relativ selten gesungenes Lied von Gerhard Teerstegen, das mich immer wieder bewegt (EG 393): „Kommt, Kinder, lasst uns gehen.“ Es ist die Darstellung des Christseins als Wanderschaft, heute würde man sagen: als Pilgerweg. Verschiedene Aspekte werden angesprochen. In der siebten und achten Strophe geht es um das Stichwort Solidarität im Unterwegssein:

Kommt, Kinder, lasst uns wandern,  
wir gehen Hand in Hand;  
eins freuet sich am andern in  
diesem wilden Land.  
Kommt, lasst uns kindlich sein,  
uns auf dem Weg nicht streiten;  
die Engel selbst begleiten als  
Brüder unsre Reihn,  
als *Schwestern* (*Version Lenz*) unsre Reihn.

Sollt wo ein Schwacher fallen,  
so greif der Stärkre zu;  
man trag, man helfe allen,  
man pflanze Lieb und Ruh.  
Kommt, bindet fester an;  
ein jeder sei der Kleinste,  
doch auch wohl gern der  
Reinste auf unsrer Liebesbahn,  
auf unsrer Liebesbahn.

Das leuchtet für eine Wanderschaft unmittelbar ein. Damit alle das Ziel erreichen, braucht es wechselseitige Hilfe. Was wäre das auch für eine Wandergruppe, die stillschweigend hinnimmt, dass einige oder gar die Mehrzahl auf der Strecke bleiben? Was wäre das für eine Wandergruppe, in der das Motto gilt: „Hauptsache, ich komme ans Ziel. Was gehen mich die anderen an?“

Das Lied geht noch weiter: In der siebten Strophe geht es um die Motivation, einander zu helfen: „Eins freuet sich am andern in diesem wilden Land.“ Solidarität, so lehrt uns der Mystiker vom Niederrhein, ist keine Pflichtveranstaltung christlichen Glaubens, sie ist eine Herzensangelegenheit. Sie lebt aus der Freude. Sie schöpft ihre Kraft aus der Nähe, aus der gemeinsamen Kindschaft.

Dieser Stimme der Väter verdanke ich einen entscheidenden Hinweis: Alles Nachdenken über Kirche als solidarische Gemeinschaft muss über sich selbst hinausgreifen. Wer Solidarität nur im Nützlichen, nur im Praktischen, nur im Notwendigen verankern wollte, greift zu kurz. Deshalb zunächst mein Umweg zum Thema.

## Auf der Spur des solidarischen Gottes

Gott ist solidarisch – so steht es nie wörtlich in der Bibel. Aber im Lesen der Bibel drängt sich dieser Gedanke auf: Gott begegnet uns als der, der sich tief auf uns Menschen und mit seiner Welt einlässt. Es klingt vielleicht ein bisschen schräg, aber der Gedanke lockt mich: Gott erschafft die Welt, erschafft die Menschen, damit er ein Gegenüber hat, zu dem er in Beziehung treten kann, dem er sich liebend und – von Anfang an – auch leidend zuwenden kann. Gott hat nicht genug an sich selbst. So gedacht, ist Gottes Wille zur Solidarität das Grundmotiv der Schöpfung.

Im Fortgang der alttestamentlichen Erzählungen wird deutlich: Gott ist solidarisch. Sein Versuch in der Sintflut, die Solidarität mit seinem Geschöpf, dem Menschen, aufzukündigen, misslingt, weil Gott am Ende, fast reumütig, seine Treue – das ist biblisch gesprochen „Solidarität“ – feststellt und festhält:

*„Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (Gen 8,21b-22).*

Es ist eine einseitige Solidaritätserklärung, nicht durch besondere Frömmigkeit bei Noah hervorgerufen, nicht durch die Hoffnung auf Besserung, sondern aus dem Herzen Gottes erwachsen. Das charakterisiert die Solidarität Gottes: Sie ist einseitig und unbedingt.

Es bleibt nicht bei dieser großen Solidaritätserklärung gegenüber der ganzen Menschheit. Gottes Solidarität wird herunterbuchstabiert in Einzelschicksal und Volksgeschichte. Hierfür steht der Erzählkreis der Vätergeschichten und der Herausführung aus dem Haus der Knechtschaft in Ägypten. Gottes Solidarität gilt Übersehenen, Witwen, Waisen, Schuldigen.

*„Die Israeliten seufzten über ihre Knechtschaft und schrien, und ihr Schreien über ihre Knechtschaft kam vor Gott. Und Gott erhörte ihr Wehklagen und gedachte seines Bundes mit Abraham, Isaak und Jakob. Und Gott sah auf die Israeliten und nahm sich ihrer an“ (Ex 2,23-25).*

In diesem kurzen Text häufen sich die sinnlichen Verben: seufzen, schreien, hören, sehen. Solidarität gibt es nicht ohne sinnliche Erfahrung. Wo es nicht zum Hören, nicht zum Sehen, nicht zum Klagen kommt, kommt es auch nicht zur Solidarität. Eine Kultur des Wegsehens, Weghörens, Verschweigens fördert die Tendenz zur Entsolidarisierung. In der Spur des solidarischen Gottes kann das kein möglicher Weg sein.

Gottes Solidarität geht bis zum Äußersten: „Ich werde einer von euch!“ Das ist eine ungewohnte Betrachtungsweise: Inkarnation als Zeichen der Solidarität Gottes. Aber diese Sicht legt sich doch nahe, und sie bleibt damit im Zentrum christlichen Glaubens. Jesus ist Gott, der ganz Mensch wird. Er ist – mit dem alten Bekenntnis der Christenheit – „wahrer Mensch“. In ihm ist das Bild des Menschen zur Vollendung gekommen, weil er der Mensch nach Gottes Willen ist.

Dies Menschsein nach Gottes Willen führt Jesus in die Solidarität – gerade mit denen, die die Solidarität mit den Menschen aufgekündigt bekommen haben. So tritt Jesus an die Seite derer, die in seiner Zeit schwach, ausgegrenzt, abqualifiziert und religiös durchgefallen sind. Er sitzt bei Sündern und Zöllnern, hat Zeloten und Sikarier um sich, geht mit Fremden und Huren um und kümmert sich nicht um die Grenzen, die seine Zeit ziehen zu müssen meint. Seine Solidarität beschränkt sich nicht auf Worte – sie kostet ihn das Leben.

Nun lässt sich an dem „wahren Menschen Jesus“ eine weitere Beobachtung machen. Seine Solidarität hat nie dazu geführt, dass er das Verhalten derer, zu denen er sich gesandt sah, pauschal gutgeheißen hätte. Es ist wichtig, den Inhalt seiner Predigt im Auge zu behalten: „Kehrt um, denn das Reich Gottes ist genaht.“ Der Bußruf, der Menschen in den Willen Gottes ruft, ist der Inhalt der Jesus-Predigt. Jesus tritt als der auf, der den Willen Gottes ganz tut und der seine Hörer – damals und heute – in diesen Willen Gottes hineinruft.

## **Kirche in der Spur des solidarischen Gottes**

Jesu Handeln hat eine doppelte Richtung: Er bietet im Bußruf die Gnade Gottes an und im Ruf zur Gerechtigkeit gebietet er das Tun des Willens Gottes, also das Gerechte, das Erbarmen. Was Menschen in der Gnade als grundloses Geschenk aus der Güte des Vaters empfangen, das werden sie um der Gnade Willen im Tun des Willens Gottes weitergeben.

In der unbedingten Zuwendung Jesu liegt seine Solidarität mit den Menschen. In der unbedingten Ausrichtung des Willens Gottes liegt seine Differenz zu den Menschen. Und weil er die Solidarität und die Differenz um Gottes und der Menschen willen ganz durchgehalten hat, weil er also den Willen Gottes ganz erfüllt hat, ist er ans Kreuz geschlagen worden. In der Kreuzigung wird deutlich, dass die „Welt“ eine Solidarität nicht will, die ihr die Sünde vorhält und den Willen Gottes von ihr fordert.

Kirche in der Nachfolge Jesu wird sich seiner Wegweisung nicht entziehen können. Sie

muss den Weg zu denen gehen, die in ihrer Zeit schwach, ausgegrenzt, abqualifiziert und religiös durchgefallen sind. Sie wird sich zu denen gesellen müssen, denen die Solidarität aufgekündigt worden ist.

Dabei wird sie – so wenig wie Jesus das getan hat – nicht zuerst danach fragen dürfen, ob sie denn würdig sind, ob sie es denn wert sind. Sie wird sich von den Hilfescreien rufen lassen müssen – so wie er sich hat rufen lassen, auch von den Hilfescreien, die sich manchmal wie feindselige Anklagen darstellen.

Kirche in der Nachfolge Jesu wird sich seiner Wegweisung nicht entziehen können, auch dann nicht, wenn das weltfremd zu sein scheint. In der Ausrichtung am Willen Gottes erfahren Gemeinden auch eine Differenz zu Menschen, die nur den eigenen Willen und die Autonomie kennen.

Sie erfahren eine Differenz zu denen, die auf vielen Gebieten die Eigengesetzlichkeit der Sachverhalte behaupten und darin allzu leicht die eigenen Interessen verschleiern.

Kirche in der Nachfolge Jesu wird also zugleich mit ihrer Solidarität ihre Fremdheit in der Welt erfahren – so wie Jesus seine Fremdheit in der Welt erfahren hat. Damit steht Kirche in der Spannung zwischen Solidarität und Differenz – und es wird immer neu darum gehen, diese Spannung zu tragen und nicht nach einer Seite aufzuheben:

- Kein Überspringen der Differenz in einer Weltförmigkeit, die sich nur noch anpasst und nur noch die Verhältnisse der Umwelt spiegelt. Das ist die Gefahr einer Volkskirche, die in allem Abbild der Verhältnisse des Volks sein will, so aber nur noch religiös überhöht, was ohnehin ist.
- Kein Überspringen der Solidarität. Das ist die Gefahr einer sich absondernden Kirche der Frommen, in der eine Binnenkultur gelebt wird, die sich nicht mehr öffnen kann und nur Grenzl意思ien der Angst zu ziehen vermag.

## **Solidarisch – ein Herz und eine Seele**

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen lese ich Apostelgeschichte 4,32-35:

„Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Äcker oder Häuser besaß, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.“

Kirche als solidarische Gemeinschaft: ein Herz und eine Seele? Gemeinschaftseigentum statt Privatbesitz? Ist es das? Es gibt eine Tradition der exegetischen Entschärfung dieser Worte: „Durch Gottes Gnade gewinnt so das für alle Zeiten gültige vollkommene Leitbild dessen, was Kirche sein soll, geschichtliche Gestalt, wenn auch nur für kurze Zeit.“ Irgendwie liest es sich in fast allen Kommentaren so, als sei diese Schilderung zu schön, um wahr (gewesen) sein zu können, bzw. um Wirklichkeit unter uns werden zu können.

Aber es bleiben Fragen, bohrend und stachelig: Gibt es einen Zusammenhang zwischen der sozialen, solidarischen Lebenswirklichkeit in der Gemeinde und der Reichweite der missionarischen Verkündigung? Wird die Verkündigung in unseren normalen volksgemeinschaftlichen Gemeinden unterstützt, unterfüttert von dem, was manche die „Körpersprache der Gemeinde“ – das Miteinander in Alltag und Gottesdienst – nennen? Meine These ist: Es braucht Konvivenz, Zusammenleben, damit Verkündigung anschaulich, körperlich spürbar und sozial erfahrbar wird, damit die große Gnade sichtbar und glaubhaft wird.

Im Rahmen meiner Arbeit begegne ich Leuten aus jungen Initiativen, vor allem aus den neuen Bundesländern. Da ist für mich ein innerer Zusammenhang von sozialem Engagement, diakonischem Dienst und missionarischer Verkündigung, von Solidarität und Glaubwürdigkeit mit Händen zu greifen. Wo das Wort zur

Tat wird und die Tat das Wort an seiner Seite hat, entstehen auch Neugier und Offenheit für das Evangelium.

In den Worten der Apostelgeschichte wird das Bild einer Kirche gezeichnet, die dem widerspricht, was in der gegenwärtigen Wirtschafts- und Finanzkrise als anthropologische Grundkonstante erscheint – dass die Gier unausrottbar zum Menschen gehört und nicht zu bändigen ist.

Vielmehr gilt, dass die erste Christengemeinde menschheitliche Hoffnungen, wie wir sie aus griechischen und anderen Texten der Zeit kennen und wie sie in der Wortwahl des Lukas anklingen, nicht nur beschreibt, sondern lebt: „Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte“ – weil sie füreinander eintreten im freiwilligen Teilen dessen, was sie haben. Zu schön um wahr zu sein? Oder so schön, dass es uns



verlockt, an der Verwirklichung teil zu haben? Schon in den alten Propheten-Texten klingt es an: Das Volk Gottes soll so tun als ob – als ob die Verheißungen schon im Anbruch wären, als ob auf Gott Verlass wäre, als ob all die großen Worte schon in der Erfüllung begriffen seien. Könnte es eine unserer Aufgaben als Kirche und als Christen sein, dass wir inmitten unserer Gesellschaft so leben, als könnte man diesen Worten trauen und würde nicht ärmer, sondern reicher dabei, stünde am Ende nicht mit leeren Händen da, sondern: „Da war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte.“

„Ein Herz und eine Seele“ meint mehr als kuschelige Einmütigkeit, ein nettes Miteinander. Gemeint und gewollt ist handfestes soziales Verhalten. Gemeint ist die Solidarität, in der die Starken sich den Schwachen nicht entziehen, in der sie füreinander einstehen und die starken Schultern sich die schwächeren zumuten. Nach dem schönen Wort des Propheten Jesaja ist das ein Verhalten voller Verheißung für die Erfahrung Gottes – aber auch für die Öffentlichkeitswirksamkeit:

*„Dann wirst du rufen, und der HERR wird dir antworten. Wenn du schreist, wird er sagen: Siehe, hier bin ich. Wenn du in deiner Mitte niemand unterjochst und nicht mit Fingern zeigst und nicht übel redest, sondern den Hungrigen dein Herz finden lässt und den Elenden sättigst, dann wird dein Licht in der Finsternis aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag. Und der HERR wird dich immerdar führen und dich sättigen in der Dürre und dein Gebein stärken. Und du wirst sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, der es nie an Wasser fehlt“ (Jes 58,9b-10).*

## **Solidarische Kirche in Land und Stadt**

Drei Felder benenne ich, in denen für mich Kirche als solidarische Gemeinschaft auf dem Spiel steht.

Ich lebe seit einigen Monaten in einem kleinen Dorf. Im Ortskern stehen Häuser leer. Der Leerstand wird weiter wachsen. Das prägt das Lebensgefühl, auch der Alteingesessenen: Was hat euch denn hierher verschlagen? So werden wir gefragt und hören darin Schmerz: Das Dorf wird kleiner. Die Jungen gehen. Ob die Alten

bleiben können? In unserer Kirche sind sonntags manchmal nur acht bis zehn Menschen. 41 Prozent Wahlbeteiligung bei der Kirchenvorstandswahl signalisieren jedoch: Ganz gleichgültig ist unseren DörflerInnen ihre Kirche nicht. Und doch glauben sie zu wissen: Die Entscheidungen über den Weg unserer Kirche fallen eher im nahen Rhein-Main-Gebiet, und sie orientieren sich an den städtischen Gegebenheiten.

Ein Blick auf die Adressaten der Paulusbriefe lässt glauben: Das Christentum hatte seine Anfänge als eine städtische Bewegung. Briefe nach Rom, Korinth, Thessaloniki sprechen eine deutliche Sprache. Dabei wird leicht übersehen, dass der Anfang der Jesus-Bewegung im ländlichen Galiläa liegt.

Die Frage ist wach zu halten: Orientiert sich Kirche in ihren strategischen Entscheidungen stärker an den Städten und den Lebensgewohnheiten der Menschen dort, oder hat sie auch ein waches Auge auf die Dörfer und die Menschen, die dort leben? Ist diese Frage in einem Entweder-Oder zu beantworten?

Eine Kirche, die sich als solidarische Gemeinschaft versteht, muss darum kämpfen, dass es nicht zum Gegeneinander Stadt-Land kommt. Sie muss denen, die von der gesellschaftlichen Entwicklung her leicht das Gefühl haben, abgehängt zu werden, am Ende der Welt zu leben, entgegenkommen, damit sie spüren: Wir sind in unseren kleinen Dörfern nicht aus den Augen, aus dem Sinn.

Aber gleichzeitig müssen die Leute in den Dörfern auch verstehen lernen, dass Kirche sich nicht mehr nur daran orientieren kann, was jahrzehntelang Leitmotiv war: Lasst doch die Kirche im Dorf! Das umzusetzen, ist nicht mit einfachen Formeln und schon gar nicht mit eingängigen Slogans zu leisten – es braucht Geduld auf beiden Seiten. Es braucht Solidarität, die aus der wechselseitigen Wertschätzung kommt: „Wir gehen Hand in Hand.“

## **Solidarisch über die Milieugrenzen hinweg**

Seit Jahren wird es diskutiert: Wo der eine sich heimisch fühlt, erfährt der andere Enge. Wo die

eine aufatmet, weil es Raum gibt, kriegt die andere keine Luft zum Atmen. Es ist ein Spagat, an dem sich viele Gemeinden abmühen: Wie können wir das Klima bei uns so prägen, die Veranstaltungen so ausrichten, Gottesdienste so feiern, dass sich nicht nur eine Gruppe darin beheimatet fühlt?

Wer von der Kraft der Beheimatung spricht, die Kirche heute haben soll, muss sich damit auseinandersetzen, wie das gelingen kann, dass nicht nur die, die immer schon in der Kirche zu Hause waren, sich dort beheimatet fühlen können – oder erst einmal überhaupt willkommen. Bieten wir den Söhnen und Töchtern Gottes, die sich lange nicht dazu entschließen konnten, nach Hause zu kommen, wirklich einen Ort des Willkommens? Oder müssen sie erst werden, wie wir – in der Mitte der Gemeinde – es sind, damit sie willkommen sind?

Eine solidarische Kirche ist eine entgegenkommende Kirche – so wie Gott ein entgegenkommender und zuvorkommender Gott ist. Sie ist eine entgegenkommende Kirche – gerade auch denen gegenüber, die noch zögernd und tastend fragen, ob sie sich das denn überhaupt antun wollen, sich mit dieser Kirche und dem Evangelium einzulassen. Es geht um das Angebot von Heimat, von Kommen können und Bleiben dürfen, von Zuschauen können und Ausprobieren dürfen – nicht nur für meinesgleichen!

## **Solidarisch über die Zeiten hinweg**

Nachhaltigkeit ist ein verbreitetes Schlagwort unserer Zeit. Wir lernen, darauf zu achten, dass es Generationen nach uns geben wird, die auch noch eine lebensfreundliche Umwelt haben sollen. Wir lernen, darauf zu achten, dass die Besitzstände, die wir heute für uns einfordern, nicht den Enkeln das Leben verbauen dürfen. Das gilt auch in der Kirche: Wer will, dass Kirche bleibt, kann nicht wollen, dass sie so bleibt, wie sie heute ist. Das Festschreiben von Strukturen ist zutiefst unsolidarisch mit denen, die nach uns kommen. Das begreifen allmählich viele. Das ist das Leitmotiv hinter den Strukturformen in fast allen Kirchen.

Dabei gibt es eine doppelte Aufgabe – nämlich darauf zu achten, dass wir der Zukunft nicht die Gegenwart opfern, und umgekehrt der Gegenwart nicht die Zukunft. Denn was für Stadt und Land gilt, gilt auch für Gegenwart und Zukunft. Die, die heute da sind, können natürlich ihre Stimme lauter erheben als die, die noch kommen. Auch darin gilt der biblische Auftrag: „Tue deinen Mund auf für die Stummen!“ Aber die, die heute da sind, dürfen auch nicht um der Zukunft willen übersehen und übergangen werden.

Darum lenke ich den Blick noch einmal um. In der Kirche, in der ich über zwanzig Jahre lang regelmäßig predigen durfte, ist eine ganze Reihe von Grabsteinen in die Innenmauer eingelassen. Sie erinnern daran, dass schon vor uns Menschen in dieser Kirche geglaubt, gebetet, geweint, gelacht, gesungen, gefeiert haben. Wir haben das Evangelium von ihnen empfangen. Ohne ihr Lebenszeugnis wäre die Kirche heutzutage nicht. Dort habe ich gelernt: Kirche als solidarische Gemeinschaft wird für mich auch und nicht zuletzt daran erkennbar, dass die Toten bei uns ihren Platz haben.

Es geht um die Frage der Weitergabe des Glaubens über die Generationen hinweg – so wie Paulus sagt: „Denn als erstes habe ich euch weitergegeben, was ich auch empfangen habe“ (1. Kor 15,3). So wird Kirche solidarisch: Wir geben weiter, was wir empfangen haben. Wir empfangen, was wir weitergeben.

**Gib, indem du empfängst,  
und lerne im Geben  
empfangen.**

*Johann Kaspar Lavater*

sich den Mann nicht anders vorstellen als lebenslang und ausschließlich mit dem Schriftstudium befasst. Welche Überraschung, wenn dann ganz nebenbei zum Vorschein kam, dass er Physiker war und an der neuesten Generation von Elektronenmikroskopen arbeitete!

**Karin Vorländer**

## Volks-Kirche sein und werden

*Karin Vorländer, geboren 1952, verheiratet, vier Kinder; studierte in Wuppertal Theologie, Deutsch und Geschichte für das Lehramt; seit 1992 arbeitet sie als freie Journalistin; Büschhof 3, 51588 Nümbrecht.*

Die Kleinstadt Waldbröl mit etwa 20.000 Einwohnern liegt in den sanften Hügeln des Oberbergischen Landes, etwa 50 km östlich von Köln. Einfamilienhäuser prägen das Stadtbild. Die 65 Höfe und Dörfer, die zu Waldbröl gehören, vermitteln gepflegte ländliche Beschaulichkeit. Aufmerksamen Beobachtern fällt allerdings auf, dass es in Waldbröl kaum noch Einzelhandelsgeschäfte gibt. Zwar locken einige Billigmärkte, aber die Zahl der Leerstände von Geschäftslokalen steigt von Monat zu Monat.

Es fällt auch auf, dass ein erstaunlich hoher Anteil von Zugezogenen das Straßenbild bestimmt: Waldbröl gehört seit Mitte der 80er Jahre zu den Siedlungsschwerpunkten der russlanddeutschen Aussiedler, deren Integration nicht ohne Probleme verläuft. Ihrem Kinderreichtum ist es zu verdanken, dass die demografische Prognose Waldbröls dem allgemeinen Trend entgegen läuft.

Waldbröl hat die kreisweit höchste Arbeitslosenquote, der Anteil von Migrantinnen und Ausiedlern liegt bei über 16 Prozent, und bei der privaten Pro-Kopf-Verschuldung hat der Ort einen der traurigen Spitzenplätze in Nordrhein-Westfalen inne. „Jedes sechste Kind in Waldbröl ist von Armut betroffen“ – so lautete die Schlagzeile der Regionalzeitung vom 17. Oktober 2008. Wahrzunehmen sind die sozialen Probleme der Stadt zwei Mal in der Woche auch im Stadtzentrum am „Kaufhaus für Alle“, nahe dem Waldbröler Busbahnhof. Dann stehen vor der Ausgabestelle der Tafel „Oberberg Süd“, die von der Evangelischen Kirchengemeinde Waldbröl unterhalten wird, bis zu 150 Menschen Schlange.

**Am Abend suchen wir den Frieden. Wir suchen die Güte Gottes nach allem Streit. Seine Geduld nach aller Eile. Nicht was wir sagen, ist dabei wichtig, sondern was wir hören. Nicht was wir mitbringen, sondern was wir empfangen. Denn das Gebet ist mehr als nur Sprechen. Es ist ein Sein, ein Leben in Gott. Es ist Bewahrung, Geborgenheit und dann – wenn es sich fügt – auch ein Reden des Herzens oder des Geistes mit dem so nahen Gott.**

*Jörg Zink*

(aus: Wie wir beten können. Kreuz Verlag, Stuttgart)

**„Gebt ihr ihnen zu essen“**

Rentner, Wohnungslose, Asylbewerber und Hartz IV-Empfänger warten hier auf Lebensmittel, die qualitativ einwandfrei sind, aber das Verfallsdatum bereits erreicht haben. Voraussetzung für den Bezug ist der Nachweis der Bedürftigkeit. Man muss den „Tafelausweis“ vorzeigen. Ein bis zwei Euro bezahlt, wer hier Essen bekommt. Das Geld ist zum Unterhalt der Lieferwagen nötig, mit denen die Gemeinde die gespendete Ware von Supermärkten und Wochenmärkten der Umgebung abholt. „Gebt ihr ihnen zu essen“, ist in großen Lettern auf den Fahrzeugen zu lesen. So wird die Lebensmittelausgabe auch nach außen hin als Teil der Arbeit der Kirchengemeinde Waldbröl kenntlich gemacht.

Etwa 900 Menschen werden pro Woche versorgt. Gerade hat die Kirchengemeinde eine neue Ausgabestelle im benachbarten Morsbach eröffnet, denn für viele Bedürftige ist die Busfahrt nach Waldbröl zu teuer.

Vielen sieht man die Armut an: Schadhafte Zähne, ungepflegte Haare. Andere dagegen – und ihre Zahl steigt – würde man vom äußeren Erscheinungsbild nie in einer solchen Schlange vermuten.

Einer, der auch zwei Mal pro Woche kommt, ist Werner Peters (Name geändert). Den Berechtigungsschein zu bekommen, war für den 72-jährigen Rentner aus Kasachstan und seine Frau Martha kein Problem. 803 Euro steht auf dem Rentenbescheid, den er beim Sozialamt vorlegte.

„Lange habe ich gedacht, so weit unten bist du noch nicht, dass du hier mit einer Tüte auftauchst“, erzählt er. Dass die Armut öffentlich wird, wenn er vor der Ausgabestelle wartet, ist schlimm für den Rentner. „Wir sind es nicht gewohnt, mit ausgestreckter Hand zu leben.“

Heute arbeiten allein bei der Waldbröler Tafel 30 Ehrenamtliche mit. Alfred Freitag ist einer von ihnen. „Man kriegt eine ganz andere Sicht der Dinge. Man lernt zu schätzen, dass man immer satt zu essen hat, eine Wohnung, die warm ist, und immer etwas zum Anziehen.“ Nach jeder Öffnungszeit reflektiert das Team das Er-

lebte. Die Bedürftigen sollen höflich und mit Respekt behandelt werden, haben sich die Ehrenamtlichen vorgenommen. Manchmal wird das allerdings zu einer Herausforderung, denn Armut kann auch aggressiv oder egoistisch machen. „Wenn wir nicht Nummern ausgeben und für eine gerechte Verteilung sorgten, nähmen manche, was sie kriegen könnten – egal wie lang die Schlange ist.“

**Umfassendes Hilfskonzept**

Die 2003 von Pfarrer Jochen Gran gegründete Tafel ist Teil des Sozialzentrums der Evangelischen Kirchengemeinde Waldbröl, zu dem ein Kaufhaus mit Second Hand Ware, eine Schuldnerberatungsstelle, der „Job-Service Oberberg-Süd“, die Fachberatungsstelle für Wohnungslose und – als niedrigschwelliges Angebot für Menschen in unterschiedlichen Notsituationen – der „Kontakt-Punkt“ gehören. Alle Einrichtungen sind zentral am Busbahnhof gelegen. Zudem arbeitet das Zentrum eng mit der Familien-, Erziehungs- und Eheberatungsstelle des Evangelischen Kirchenkreises zusammen.

Auch das Engagement der Kirchengemeinde als Trägerin eines Betreuungsangebots an einer offenen Ganztags-Grundschule und die Arbeit des als Familienzentrum anerkannten Kindergartens gehören zum diakonisch-missionarischen Gesamtkonzept der Kirchengemeinde Waldbröl. Auch hier zeigt sich die steigende Armut: Eltern können das Essensgeld für die Ganztagsbetreuung nicht aufbringen. Die Erzieherinnen in der Kindertagesstätte beobachten schon seit längerem, dass an vielen Kindern Familienprobleme abzulesen sind, die nicht gleich nach außen dringen. Frühzeitiges erzieherisches und beratendes Eingreifen soll den betroffenen Familien helfen. „In den Familienzentren und den offenen Ganztagschulen werden wir den sozialen Pulsschlag unserer Gesellschaft in Zukunft am deutlichsten spüren.“

Das umfangreiche diakonische Engagement der Gemeinde begann ganz unscheinbar mit einer Kleiderkammer, in der sich die zugezogenen Großfamilien der russlanddeutschen Spätaussiedler mit Kleidung eindecken konnten.

Hinzu kam der „Kontaktpunkt Merkurhaus“. Angesiedelt war er anfangs in einem sozialen Brennpunkt der Stadt, dem Merkurhaus, das mittlerweile eine leer stehende Ruine ist und demnächst abgerissen wird. Heute heißt die niedrigschwellige Anlaufstelle für Menschen mit unterschiedlichen sozialen Problemen schlicht „Kontaktpunkt“ und ist in unmittelbarer Nähe der Tafel „Oberberg Süd“ angesiedelt.

„Jeder, der hierher kommt, trägt irgendeine Last – und ich bin einfach da“, beschreibt die Leiterin, Hannelore Stahl, die 15 bis 30 Menschen, die bei jeder Öffnungszeit „mal eben hereinschauen“. Arbeitslose, Hartz IV-Empfänger, Senioren und gelegentlich auch Drogenabhängige, die in den drei Mal pro Woche geöffneten Kontaktpunkt kommen, finden dort stets ein offenes Ohr – und ein Frühstück. Einmal pro Woche können die Besucherinnen und Besucher auch ein Mittagessen bekommen.

Noch wichtiger aber ist, dass Hannelore Stahl und die beiden ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen geduldig warten, bis sich ein Gespräch ergibt. Sie ist froh über das vernetzte Angebot des Sozialzentrums Waldbröl. Die Wege zur Schuldnerberatung, zur Wohnungslosenhilfe oder zum „Kaufhaus für Alle“ sind kurz. Auch zur Bewährungshilfe, zur Suchtberatung oder zur stationären Einrichtung für Wohnungslose kann Hannelore Stahl Kontakt herstellen. Wo es nötig ist, geht sie mit – auch außerhalb ihrer Dienstzeit. „Manch einem konnte ich weiterhelfen“, so das schlichte Fazit ihrer unauffälligen Arbeit mit Glaube, Herz und Sachverstand.

## **Kaufhaus für Alle**

Auch der hohen Arbeitslosigkeit hat sich die Evangelische Kirchengemeinde Waldbröl angenommen. Es begann mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im so genannten Möbellager. Vor elf Jahren übernahm die Kirchengemeinde die Möbelausgabe an Bedürftige für das Sozialamt der Stadt. Hauptkunden damals waren das Waldbröler Sozialamt und die Sozialämter der umliegenden Kommunen. Seit Hartz IV können die Leistungsempfangenden selbst ent-

scheiden, wo sie die Dinge des täglichen Bedarfs einkaufen. Für das Möbellager in Waldbröl hatte dies zur Folge, dass es zu einem „Kaufhaus für Alle“ wurde, einem Sozialkaufhaus, das vor allem für Bedürftige, aber auch für andere Kundinnen und Kunden offen steht. Das Kaufhaus lebt von Second Hand-Sachspenden und bietet von Möbeln über Haushaltsgegenstände und Kleidung bis zu Büchern die ganze Palette des Haushaltsbedarfs an.

Aus dem Ertrag können die Gehälter für die drei Hauptamtlichen und die Miete für das Projekt bezahlt werden. Unter Bücherfans ist das Sozialkaufhaus mit seinem gut sortierten Antiquariat längst zur guten Adresse geworden. Für etliche Ehrenamtliche, die etwa verwitwet oder im (unfreiwilligen) Vorruhestand sind, ist die Mitarbeit Sinn stiftend: „Hier habe ich eine Aufgabe, die mich ausfüllt“, sagt eine Mitarbeiterin.

## **Job Service Oberberg**

In Zusammenarbeit mit der Diakonie Michaelshoven, ist die Evangelische Kirchengemeinde Waldbröl auch Trägerin von Optimierungsmöglichkeiten für Langzeitarbeitslose und mangelhaft qualifizierte Arbeitslose unter 25 Jahren. Über 150 Arbeitsgelegenheiten mitsamt Qualifizierungsangeboten gibt es. Viele ALG2-Empfangenden arbeiten im „Kaufhaus für Alle“. „In der Wirtschaftskrise haben wir Hochsaison“, erzählt Markus Staudinger, der die U-25-Leute zwei Monate lang betreut, um sie auf den ersten Arbeitsmarkt vorzubereiten. Ein Vorhaben, das angesichts der gegenwärtigen Lage am Arbeitsmarkt von allen Beteiligten Frustrationstoleranz und Motivation erfordert.

Bereichsleiterin Britta Schwecht weiß, dass das Klientel auch ohne Wirtschaftskrise viele „Vermittlungshemmnisse“ mitbringt. Sie betont die Bedeutung der sozialpädagogischen Begleitung: „Wenn die Menschen sich ernst genommen fühlen“, sind zumindest erste Schritte möglich. Nicht selten gehört dazu die Vermittlung zur Schuldnerberatung, die die Gemeinde Waldbröl gemeinsam mit dem Kirchenkreis An der Agger unterhält.

### Kirche an der Seite der Armen

Die Kirchengemeinde, deren rund 9000 Mitglieder zu einem hohen Prozentsatz von der Erweckungsbewegung des oberbergischen Pietismus beeinflusst sind, konzentrierte sich bis in die Gegenwart auf einheimische Familien und bot – typisch volkskirchlich – das klassische Gemeindeprogramm von der Kinder-, über die Jugend-, bis hin zur Familien- und Altenarbeit an. Die jüngste Stadtentwicklung hat zur Betonung des missionarisch-diakonischen Engagements der Gemeindeglieder geführt, denn die sozialen Probleme der Stadt sind nicht übersehbar.

Pfarrer Jochen Gran hat das Sozialzentrum mit initiiert. Er hält viel von Johann Hinrich Wichern und dessen volksmissionarischem Ansatz. Für ihn gehören Verkündigungsauftrag und soziales Engagement unauflöslich zusam-

men. „Die Kirche soll nach meinem Verständnis immer an der Seite der Benachteiligten und der Armen stehen.“ Danach gefragt, warum die Gemeinde so starke diakonische Akzente setzt, reagiert er beinahe ungeduldig. „Warum fragt eigentlich niemand die Gemeinden, die das nicht tun, warum sie das nicht tun?“

Gran ist froh, dass das Presbyterium das missionarisch-diakonische Anliegen aktiv mit trägt. Als vor etlichen Jahren das Möbellager abbrannte, gab das Presbyterium grünes Licht für die Anmietung neuer Räume in einem ehemaligen Kaufhaus, obwohl die Finanzierung des neuen Objekts keineswegs gesichert war. Reichlich Unterstützung gibt es auch in Form ehrenamtlicher Mitarbeit. Viele Frauen in der zweiten Lebenshälfte bringen sich ein. Ohne sie wären weder das Second Hand Kaufhaus noch die Tafel noch der Kontaktpunkt denkbar.

Ohne Spenden und Sponsoren ist das diakonische Zentrum nicht denkbar. Zwar hat der behördenerfahrene Pfarrer Gran in der Vergangenheit stets dafür gesorgt, dass möglichst alle Gelder und Zuschüsse vom Arbeitsamt oder über EU-Projekte „mitgenommen“ werden, aber „ohne Spenden kommen wir nicht aus“, so Gran.

Wichtig ist ihm die Kooperation mit städtischen Behörden, bei denen das diakonische Zentrum inzwischen große Anerkennung und Unterstützung findet.

„Kooperation und Netzwerk“ sind Schlüsselworte für den Erfolg der Projekte: Die Gemeinde arbeitet mit dem Kirchenkreis, der Diakonie Michaelshoven, anderen Wohlfahrtsverbänden, mit städtischen und staatlichen Behörden und mit dem Kirchenkreis zusammen, wo immer es nötig ist. Sie pflegt darüber hinaus ausgesprochen gute ökumenische Kontakte zu freikirchlichen Gemeinden und zur katholischen Kirche am Ort.

Dabei ist für Gran wichtig, dass die Ehrenamtlichen nicht nur tatkräftig zupacken und das Herz auf dem rechten Fleck haben, sondern dass sie auch in Sachen Glauben auskunftsfähig sind. „Wir brauchen in unserem diakonischen Tun Menschen aus der Mitte der Gemeinde,

**Ich stelle mich zu denen,  
die Halt suchen.  
Ich stelle mich zu denen,  
die anderer Ansicht sind.  
Ich stelle mich nicht bloß.  
Ich stelle mich.  
Herr, blicke auf mich.**

**Ich stelle mich zu denen,  
die für die Zukunft kämpfen.  
Ich stelle mich zu denen,  
die den ersten Schritt tun.  
Ich stelle mich ohne Scheu.  
Ich stelle mich.  
Herr, blicke auf mich.**

*Bernhard Lang*

(aus: Gib uns die Sprache wieder,  
Stuttgart 1977)

die wissen, wovon die Rede ist, wenn es um das Thema Glauben geht“, ist seine Überzeugung.

Illusionen darüber, dass Menschen über das, was sie im Sozialzentrum sehen und hören, zum Gottesdienst der Gemeinde finden, macht er sich kaum. „Der Abstand ist bei den meisten viel zu groß.“ Auch wenn bei der Tafel schon mal schriftliche Informationen zum Glauben verteilt worden sind, ist Diakonie für Gran nicht Mittel zum missionarischen Zweck, sondern unverzichtbare Lebensäußerung der Gemeinde.

Rein rechnerisch ist die Kirchengemeinde Waldbröl, obwohl sie im „evangelischen Kernland“ liegt, heute mit nur noch 42 Prozent Kirchenmitgliedschaft in einer Minderheitensituation. Gran hält dennoch daran fest, dass sie aufgrund ihres diakonischen Engagements „Volkskirche im eigentlichen Sinn des Worts“ ist. Sie ist Volks-Kirche, „weil sich unser Volk gewandelt hat und weiter wandeln wird. Eine Volkskirche muss darauf reagieren“, so Gran.

**Wir werden in der Bibel immer gerade so viel finden, als wir suchen. Großes und Göttliches, wenn wir Großes und Göttliches suchen; Wichtiges und Historisches, wenn wir Wichtiges und Historisches suchen; überhaupt nichts, wenn wir überhaupt nichts suchen. Die Hungernden werden an ihr satt, und den Satten wird sie verleidet, bevor sie sie aufgeschlagen haben.**

*Karl Barth*

**Kriemhild Linda Retter**

## Auf dem Weg zur Mitte

*Kriemhild Linda Retter, geboren 1955, Lehrerin; Terrotstraße 21, 70374 Stuttgart.*

Eine klare Frühherbstnacht, versprenkelte Sterne. Der stille Kreuzgang des Klosters liegt im Dunkel. Von fern höre ich das Plätschern des Brunnens. Ich bin eingeladen, halte inne, schöpfe Atem und schau.

Im Rasengeviert in der Kreuzgangmitte ist ein temporäres Bodenbild aus Holzscheiten ausgelegt und wird von windgeschützten Lichtern erhellt. Es zeigt ein Labyrinth mit konzentrischen Schleifen und einer gestalteten Mitte. Die hier installierte Form lehnt sich an die antike kretische Urform des Labyrinths an, die siebengängig ist.

Das Labyrinth ist seit alters her sowohl Kunstform als auch Symbol. Entstehungszeit und Ursprungsort lassen sich nicht exakt festmachen. Die Idee ist offenkundig universell, findet sich in vielen Kulturen und hat durch die Jahrtausende eine große Variations- und Deutungsvielfalt erfahren. Das Interesse an Labyrinthen erlebt gegenwärtig eine Renaissance. Die Bildschönheit eines Labyrinths in Gliederung und



Kretisches Labyrinth

es gibt auch eine große Zahl arbeitsloser, auch gewaltbereiter Jugendlicher, an den Stadträndern ausgedehnte Treffpunkte der rechten Szene und große Armut in den Plattenbau-Siedlungen. Sehr viele Menschen sind auf der Suche nach einer Arbeit, nach Lebenssinn, nach Kontakt, Beschäftigung, Gespräch. Menschen, die eine Sehnsucht im Herzen tragen und beutensam anfragen, ob sie diese Sehnsucht mitteilen, vielleicht gar teilen können. Manchmal führen solche Begegnungen in einen längeren gemeinsamen Weg, manchmal gar zur Taufe, dann wieder zu einer kurzen Rast, bevor der Weg weitergeht.

## Offen und gastfrei

So ist unser Leben, obwohl es sich äußerlich sicher deutlich vom Leben in einem klausurrierten Kloster unterscheidet, doch von demselben benediktinischen Geist geprägt: Wir beten täglich vier Mal das Stundengebet und laden die Menschen dazu ein – und manchmal wartet Sr. Roswitha augenzwinkernd auch auf die eigenen Schwestern, die zu spät kommen.

Wir feiern die Gegenwart Gottes in Wort und Sakrament. Wir begegnen allen Kommenden – gemäß unseren Möglichkeiten – offen und gastfrei. Wir teilen materiellen Besitz – den wir selbst von anderen teilungswilligen Menschen bekommen, da unsere Arbeit ausschließlich von privaten Spenden finanziert wird. Vor allem aber leben wir aus der Gegenwart Gottes und erzählen von ihr, so gut wir können. Inmitten unserer Stadt – als ein kleines Zeichen der Hoffnung.

**Am Ende des Weges  
wird Heimat sein.**

*Hermann Hesse*

**Christine Heymer / Hans-Hermann Pompe (Hrsg.): Hochzeitsreisen. Missionarische Arbeit mit Traupaaren, 211 Seiten, € 13, Wuppertal 2008. Bestellung über: Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste der Evangelischen Kirche im Rheinland, Fon: 0202 / 2820-401; Fax: 0202 / 2820-440; E-Mail: [gmd@ekir.de](mailto:gmd@ekir.de); [www.ekir.de/gmd](http://www.ekir.de/gmd)**

Die kirchliche Trauung – „kaum ein Kasus ist schwieriger zu gestalten“ (12). Zwei Menschen aus einer Generation, die in den Kirchgemeinden kaum vorkommt und die in hohem Maß über Kirchenaustritt nachdenkt, treten aus eigenem Antrieb an eine Gemeinde heran, weil sie ohne eine kirchliche Trauung nicht in die Ehe starten wollen. Sie bringen mittlerweile Angehörige mit, die zum überwiegenden Teil seit Jahren – wenn überhaupt – keine Kirche mehr betreten haben. Was für eine Chance, ihnen etwas „heilsam Fremdes“ (Wolfgang Huber) nahezubringen!

Diese Erfahrung eint eine Gruppe rheinischer Pfarrer und Pfarrerinnen, die sich 2006 zusammengefunden hatte. Sie verband die „Sehnsucht nach den guten Ideen der anderen“, um die missionarischen Gelegenheiten, die sich um den Kasus Trauung „en passant“ ergeben, zu nutzen. Wenn auch die Betrachtung von Kasualien als missionarische Gelegenheit umstritten ist, ist doch eines sicher: Schlecht gemachte Kasualien sind zutiefst unmissionarisch (Martin Reppenhagen).

Fern von jedem Eifer um Leistungsdruck und Patentrezepte, trugen sie aus bewährter Praxis einen „Werkzeugkasten“ mit Grundsätzlichem und Konkretem zusammen, der im Rahmen eines gemeinsamen Wegs von Kirchgemeinde und Traupaar Anregungen für eine „Hochzeitsreise“ bietet. Die Autorinnen und Autoren der 2008 im Eigenverlag erschienenen Materialsammlung möchten jedoch nicht nur Vorschläge für die Gemeindegemeinschaft machen, sondern eher zu eigenen gemeinde- und paarspezifischen Gestaltungen des „Trauwegs“ ermutigen. Traupaare sollen Lust auf weitere Kontakte mit Kirche bekommen und dabei das

Wort Gottes in Zuspruch und Anspruch als hilfreiche Orientierung und Stütze erfahren.

Der „Werkzeugkasten“ vereint grundlegende Beiträge, bewährte Praxisbeispiele und kreative „Zugaben“. Gründlich reflektiert, werden in einem ersten Teil Chancen, Risiken und Grenzen einer missionarischen Trau-Kasual vorgestellt. Daneben treten drei Beiträge, die einen praxisnahen Zugang zur Bedeutung von Ehevorbereitung und -begleitung illustrieren (Valentinsabend; Prepare/Enrich; Die fünf Sprachen der Liebe).

Der zweite Teil bietet Anregungen zur Gestaltung des „Trauwegs“ von erster Kontaktaufnahme per Anrufbeantworter oder Hochzeitsmesse über gemeindliche Ehevorbereitung bis zur Bedeutung und Gestaltung des Traugesprächs.

Der dritte Teil lotet für den Traugottesdienst die Möglichkeiten der neuen Traugende der UEK aus. Auch hier wird grundsätzlich die missionarische Bedeutung von Zeichen- und Symbolhandlungen betrachtet, und zugleich wird es konkret mit Traupredigten und Liedern zur Trauung. Durchweg finden sich Anregungen, Angehörige oder Gemeindeglieder zu beteiligen.

Der vierte Teil sammelt und konzentriert Erfahrungen zur weitergehenden Begleitung von jungverheirateten Paaren. Abschließend findet sich im fünften Teil als Zugabe eine Sammlung von Trauwitzen und Filmausschnitten für Trauvorbereitung und Paararbeit.

Auch der Studienbrief S 48 der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste über den „Alltag der Liebe“ vom hessischen Pfarrer Matthias Schmidt wurde neu abgedruckt.

Insgesamt ist das Buch eine gut lesbare Handreichung, die allen eine hilfreiche und erfrischende Anregung sein wird, die in kirchgemeindliche Arbeit mit Traupaaren und Eheleuten eingebunden sind. Längst überfällig war diese Sammlung. Sie berücksichtigt den Wandel, dass bei immer weniger Traupaaren beide Partner einer christlichen Kirche angehören.

*Ulf Harder, Greifswald*

**Robert C. Schnase: Fruchtbare Gemeinden und was sie auszeichnet. Veröffentlichungen der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland. Hrsg. von Friedemann Burkhardt, Klaus Ulrich Ruoff, Eberhard Schilling, mit einem Vorwort von Bischöfin Rosemarie Wenner, aus dem amerikanischen Englisch von Josua Buchmüller. Edition Ruprecht, Göttingen 2009, 239 Seiten, € 17,90**

Radikale Gastfreundschaft, leidenschaftlicher Gottesdienst, zielgerichtete Glaubensentwicklung, risikobereite Mission, außerordentliche Großzügigkeit. Diese fünf Merkmale zeichnen nach Robert C. Schnase eine lebendige Gemeinde aus. Schnase ist Bischof der Missouri-Konferenz der United Methodist Church der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ziel des Buchs ist es, Gemeinden zu stärken, damit sie den Auftrag wahrnehmen, Menschen in die Nachfolge Christi einzuladen und ihnen Wachstum im Glauben zu ermöglichen. Laut Schnase begnügen sich dynamische, fruchtbare, wachsende Gemeinden nicht mit freundlicher Gastfreundschaft, hilfreicher Mission und zurückhaltender Großzügigkeit. Ihr Verhalten ist ungewohnt, überraschend und extrem. Das Buch stellt die Gemeindeförderung vor herausfordernde Fragen.

In den USA wurde das Buch in wenigen Monaten zu einem geschätzten Hilfsmittel für Gemeinden, weit über den Evangelisch-methodistischen Horizont hinaus. Die deutsche Ausgabe enthält im letzten Drittel einen Praxisteil von Friedemann Burkhardt. Er vertieft das Anliegen des Autors in seiner biblischen Begründung und in seiner Bedeutung innerhalb der wesleyanischen Glaubensstradition. Außerdem bietet er Anregungen für Andachten, Gottesdienste, Gruppenaufgaben und Gruppentreffen.

Ein fünfseitiges Literaturverzeichnis zu folgenden vier Themenbereichen schließt den Band ab: Theologische Grundlagen des Gemeindeaufbaus / Sozial- und missionswissenschaftliche Aspekte des Gemeindeaufbaus im deutschsprachigen Teil Europas / Einblicke in die gegenwärtige Diskussion zu Theologie und

Praxis des Gemeindeaufbaus / Praxishilfen für Gemeindeaufbau und Gemeindeleitung.

Waldemar Wolf

**Peter Zimmerling: Studienbuch Beichte. Vandenhoeck & Ruprecht (UTB), Göttingen 2009, 335 Seiten, € 19,90**

Im Vorwort schreibt der Autor: „Evangelische Christen vertreten weithin den Standpunkt: Beichten ist katholisch. Wir Evangelische brauchen es nicht mehr. Für viele stellt sich die Einzelbeichte geradezu als konfessionsunterscheidendes Merkmal dar. Andere meinen: Beichten müssen höchstens Verbrecher, die schwere Schuld auf sich geladen haben.“

Andererseits gibt es eine Art Wiederentdeckung der Beichte: In Fernseh-Talkshows werden Schuldbekennnisse abgelegt, auf Staatsbesuchen bekennen Politiker Schuld, und Zimmerling bezeichnet die Beichte als „ein heimliches Modethema auch in der theologischen Diskussion“. Viele Studierende belegen Seminare zu diesem Thema. Im Buch wird diesen widersprüchlichen Phänomenen nachgegangen (Das Magazin „zeitzeichen“ widmet seine Ausgabe 9-2009 ebenfalls diesem Thema. Dort ist

auch ein Interview mit Peter Zimmerling abgedruckt).

Das Buch ist in sechs Kapitel aufgeteilt: 1. Zur Geschichte der Beichte / 2. Klassische Texte zur Beichte aus dem Raum des Protestantismus / 3. Texte zur Beichte nach dem Zweiten Weltkrieg aus Protestantismus, Katholizismus und Orthodoxie / 4. Texte zur Situation der Beichte heute / 5. Texte zur Praxis der Beichte / 6. „Ein Katholik hat die Beichte ... Ich habe bloß meinen Hund“ (Max Frisch) – Chancen und Herausforderungen der Beichte im Protestantismus. Ein Resümee.

Das Buch hat eine längere Vorgeschichte, denn Zimmerling beschäftigt sich schon sehr lang mit der Thematik. Hervorgegangen ist es schließlich aus Hochschulseminaren. Es bietet eine Textauswahl für 15 zweistündige Seminarsitzungen, kann also als Grundlage eines Seminars zum Thema Beichte an Hochschulen verwendet werden. Aber der Autor hat nicht nur den Wissenschaftsbetrieb im Blick. In Auszügen ist es auch für die Gemeindeglieder geeignet, zum Beispiel für ein Gemeindeglieder-Wochenende oder für theologisch Interessierte zum Selbststudium.

Waldemar Wolf

Vorschau auf Heft 6/2009:

## Selbstoptimierung und Gnade

Aus dem Inhalt:

Hartmut Barend:

Reinhard von Bendemann:

Doris Joachim-Storch:

Reiner Knieling:

Till Helmke:

Karin Vorländer:

Dagmar Petrick:

Hermann Kotthaus:

Uwe Haubold:

Karl-Friedrich Wiggermann:

Leben im Wandel von Arbeit und Stille

„Aus den Werken wurde der Glaube vollendet“ (Jak 2,22)

Feedbackkultur für den Gottesdienst

Heilsame Impulse für Gemeinde-Gesundheit

Von der Lust, besser zu werden

Wie Sie in 30 Minuten ein anderer Mensch werden – ein Streifzug durch die Ratgeber-Literatur

„Leergut“ – Der weite Weg zum Glück

Leben mit gnadenlosem Druck

„Gute Idee – machen wir auch nicht“

Studienbrief S 54: Geistlich leben